

Den ganzen Menschen sehen, nicht nur den Krebs

VON KATHRIN GALEHR-NADLER

Nach einer überraschenden Krebsdiagnose musste sich Andreas Batlogg plötzlich mit der eigenen Endlichkeit auseinandersetzen. Im Interview spricht er darüber, was ihn damals getragen hat, wie die Krankheit ihn verändert hat und warum Zeit, Begegnungen und Freundschaft für ihn heute kostbarer denn je sind.

Vor acht Jahren, kurz bevor Sie ein Sabbatical geplant hatten, erhielten Sie die Diagnose Darmkrebs. Wie geht es Ihnen heute?

Andreas Batlogg: Bestens. Ich brauche keine Medikamente mehr. Die winzigen Körpernarben erinnern mich daran: Da war einmal was, damals, 2017/18. Natürlich gibt es gewisse Spätfolgen. Kollateralschäden nennt das mein Chirurg. Das ist nicht immer angenehm. So fit und belastbar wie vorher bin ich natürlich auch nicht mehr. Aber ich gelte als geheilt.

Und wie sind Sie damals mit dieser existentiellen Krise umgegangen? Woraus haben Sie Hoffnung geschöpft?

Andreas Batlogg: Die Diagnose Krebs kam für mich im September 2017 aus heiterem Himmel. Nach dem ersten Schock habe ich mich auf die Behandlung eingelassen: zuerst Chemo- und Strahlentherapie. Bis Weihnachten habe ich zwölf Kilo abgenommen. Ich wollte nur noch operiert werden. Was mich trug und stützte: Dass so viele für mich beteten und ihre Anteilnahme zeigten. Auch die Krankensalbung hat mich gestützt. Tröstlich war und ist für mich nach wie vor: Sterben bedeutet zwar ein Weggehen, aber auch ein Ankommen – aus christlicher Sicht. Ich hatte viele Sterbende während

meines Doktoratsstudiums in Innsbruck erlebt, als ich in der Klinikseelsorge mitarbeitete. Jetzt musste ich mich selbst aufs Sterben einstellen. Ich hatte viel Zeit dafür.

Sie gelten inzwischen als krebsfrei. Kann eine schwere Krankheit auch etwas Gutes hervorrufen? Können Sie rückblickend einen Sinn in Ihrer Krankheit erkennen?

Andreas Batlogg: Ach, da bin ich vorsichtig geworden. Muss man allem etwas Gutes abgewinnen können? Wenn Menschen erkranken, spielt der Zufall eine Rolle, aber auch der Lebensstil und genetische Ursachen. Was mir die Krebsdiagnose allerdings klar gemacht hat, ist, wie relativ alles ist und wie schnell von einem Tag auf den anderen alles aus sein kann. Ich bin dankbarer geworden für kleine Dinge, die mir früher nicht aufgefallen sind. Ich habe mehr Wertschätzung für Momente und Augenblicke und für Freunde. Auch für den Schmerz, wenn Beziehungen oder Freundschaften sich verflüchtigen oder auseinandergehen. Mir ist außerdem deutlicher bewusst geworden, was chronisch Kranke und lebenslang Gezeichnete durchmachen.

„Die Diagnose Krebs kam aus heiterem Himmel. Nach dem ersten Schock habe ich mich auf die Behandlung eingelassen.“

Andreas Batlogg

Wird man ein anderer Mensch, nachdem man eine schwere Krankheit überstanden hat? Was hat die Krankheit mit Ihnen gemacht, und was hat sich in Ihnen verändert?

Andreas Batlogg: Ich bin kein anderer Mensch geworden. Das wäre eine Illusion. Natürlich ist eine gewisse Sensibilität gewachsen, das Gespür für das Leiden anderer und die Dankbarkeit für ärztliche Kunst und gute Pflege. Ich war sehr privilegiert, weil der Onkologe im Beirat der Zeitschrift saß, deren Chefredakteur ich damals war. Er hat alles organisiert, und viele Ängste sind mir dadurch erspart geblieben.

Das Magazin steht unter dem Thema „Mut zur Endlichkeit“. Das Leben ist endlich, das ist zwar altbekannt, doch was bedeutet es für Sie ganz persönlich, mit der Endlichkeit aktiv umzugehen? Und wie zeigt sich für Sie dieser Mut in Ihrem Leben oder in Ihren Entscheidungen?

Andreas Batlogg: Als ich neulich mit dem Railjet von Wien nach Bregenz fuhr – das dauert fast sieben Stunden – dachte ich: Auf dem Habicht im Stübital war ich zuletzt vor 28 Jahren, auf dem Höttinger Bild oberhalb von Innsbruck schon seit meiner Promotion nicht mehr, meine letzte Schitour habe ich vor fünf Jahren gemacht. Mir wird zunehmend bewusst, dass die Zeit dahinstrast. Aus meiner Maturaklasse (1981) sind schon zwei Mitschüler verstorben, andere gehen bereits in Pension. Beim früheren Caritas-Seelsorger und Autor Elmar Simma habe ich das Motto der Hospizbewegung entdeckt: „Endlich leben“. Das ist doppeldeutig: Im Bewusstsein von Endlichkeit und Sterblichkeit leben. Aber auch leben, nicht nur dahinvegetieren und -trödeln. Zeit ist kostbar. Begegnungen sind kostbar. Freundschaft ist kostbar.

Gab es Entscheidungen, die Sie während Ihrer Krankheit treffen mussten und die viel Mut von Ihnen verlangt haben?

Andreas Batlogg: Die Sache mit dem künstlichen Ausgang, der nach vier Monaten rückverlegt werden konnte, hat mir sehr zu schaffen gemacht. Da habe ich mich blöd angestellt. Es dauerte, bis ich das akzeptieren konnte. Auf Hilfe angewiesen zu sein, für einige Zeit einen Rollator zu

verwenden: Auch das war ein Lernprozess.

Was bedeutet für Sie Heilung – geht es für Sie nur um die Heilung des Körpers, oder spielt auch die Heilung der Seele eine ebenso wichtige Rolle?

Andreas Batlogg: Der Linzer Bischof Manfred Scheuer hat beim „Welttag der Kranken“ einmal die Definition von Krankheit angesprochen: „In die Irre führt die Definition der Weltgesundheitsorganisation, die in bester Absicht dekretierte, Gesundheit sei körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden – wer aber ist dann noch gesund?“ Er verwies auf das in Medizinerkreisen augenzwinkernd vorgetragene Wort: Gesund sei eine Person, die nur noch nicht ausreichend untersucht worden ist. Was wir sehen müssen: Eine Operation ist keine Reparatur. Eine ganzheitliche Sicht ist wichtig: Ich bin mehr als meine Krankheit! Der ganze Mensch muss in den Blick kommen, nicht nur sein „Defekt“.

Sie haben ein Buch über Ihre Krebserkrankung geschrieben. Wie hat Ihnen dieser offene Umgang mit Ihrer Erkrankung geholfen, diese Zeit zu verarbeiten?

Andreas Batlogg: Der Tyrolia Verlag hat mich darum gebeten. Er war auf einen kleinen Artikel von mir aufmerksam geworden: „Ich bin für dich da.“ Mein Onkologe und Freund Fuat Oduncu hat mir gesagt: „Du kannst alles nur bewältigen, wenn Du es schreibend verarbeitest.“ Er hatte recht. Ich hatte auch eine sehr gute Lektorin. Der mir vom Leben aufgezwungene „Seitenwechsel“ – nicht mehr der Seelsorger, der Tröster, der Theologe, sondern jetzt selbst angewiesen zu sein auf Trost, auf Hoffnungsworte, auf Antworten – hat mich schon verändert. Ich gehe jetzt sparsamer mit frommen Phrasen und Vokabeln um, die routinemäßig oft viel zu schnell daherkommen.

Gibt es etwas, das Sie Betroffenen oder Angehörigen sagen möchten, die auch mit einer solchen

schweren, lebensverändernden Diagnose konfrontiert sind?

Andreas Batlogg: Vertrauen Sie Ärzten! Suchen Sie Vertrauenspersonen, mit denen Sie über ihre Ängste reden können! Heilt die Zeit Wunden? Ja, wenn ich der Zeit Zeit lasse. Und wenn ich daran arbeite! Automatisch funktioniert das nicht.



Zur Person:

Andreas Batlogg wurde am 4. Oktober 1962 in Lustenau geboren und ist in Bregenz aufgewachsen. Nach der Matura studierte er in Innsbruck Theologie, 1985 trat er in den Jesuitenorden ein, 1993 erfolgte die Priesterweihe in Wien. Er war an der Universität Bamberg, Innsbruck, Graz, an der TU Dresden als Gastdozent und an der Sogang University in Seoul, Korea, tätig. Von 2009 bis 2017 war er Herausgeber und Chefredakteur der „Stimmen der Zeit“. Im Tyrolia Verlag erschien 2019 sein Buch „Durchkreuzt. Mein Leben mit der Diagnose Krebs“. Er lebt in Wien.



**Durchkreuzt
Mein Leben mit der
Diagnose Krebs**

Andreas R. Batlogg
2019, Verlag Tyrolia,
€ 20,50